

## 2.4.1 Phänomene

Die phänomenale Welt ist äußerst reichhaltig. Was uns sinnlich gegeben ist, enthält immer mehr Aspekte als wir in endlicher Zeit erfassen können; es lässt sich potentiell in immer weiteren Hinsichten betrachten. Nach Kant ist entsprechend die »durchgängige Bestimmung [...] ein Begriff, den wir niemals in concreto seiner Totalität nach darstellen können« (KrV, B 601). Husserl spricht in einem ähnlichen Zusammenhang von der »Fülle des Gegenstandes« (Hua XIX/2, S. 605, 607–608). Und bei Geert Keil ist die Rede von der »deskriptiv[en] Unerschöpflichkeit der Einzeldinge« (Keil, 2006).<sup>142</sup>

Doch während Keil sich wundert, dass der »Topos von der Unerschöpflichkeit des Gegenstands [...] aus irgendeinem Grunde mit der Phänomenologie assoziiert« wird (Keil, 2006, S. 83), hat dies – wie ich meine – einen guten Grund in ihrer Methode. Husserls Phänomenologie ist eine in ihrem Geist frühmoderne Suche nach absoluter Gewissheit oder Evidenz. Diese sei zu erlangen durch eine möglichst unvoreingenommene Betrachtung der Erscheinungen oder Phänomene.<sup>143</sup> Die Unvoreingenommenheit ihrerseits soll durch ein gezieltes Beiseiteschieben aller Vormeinungen erreicht werden, durch *epoché*, also durch ein gezieltes Außerkraftsetzen aller Annahmen über die Natur der Erscheinungen. In der Haltung der *epoché* nähert man sich den Phänomenen erst einmal an, indem man sie in ihrer gesamten Vielfalt auf sich wirken lässt. Als philosophische Methode kann sich die Phänomenologie mit dem Auf-sich-wirken-Lassen jedoch nicht begnügen. Erst durch ihre Versprachlichung werden Befunde intersubjektiv zugänglich. Entsprechend charakterisiert Sloterdijk Husserls Methode als »Klärungsübungen in der reinsten Lust ausführlicher Beschreibungen« (Sloterdijk, 2009b, S. 119). Und dabei wird deutlich: Es lässt sich äußerst viel an Gegenständen beschreiben.

Besonders deutlich wird die Vielfältigkeit der Phänomene bei raum-zeitlichen Dingen. So ist bei Husserl in Bezug auf dreidimensionale Gegenstände von »Abschattungen« die Rede (Hua XIX/2, S. 589–592). Sie weisen uns immer nur eine Seite zu, ihre Rückseite ist währenddessen nicht sichtbar und damit abgeschattet. Doch haben sie nicht nur eine Vorder- und Rückseite. Wir können physische Gegenstände aus beliebigen Richtungen und Blickwinkeln betrachten. Und selbst ebene Darstellungen, wie etwa Gemälde,<sup>144</sup> erlauben eine Vielzahl an Hinsichten. Wir können unseren Blickfokus über sie wandern

---

<sup>142</sup> Die konkreten Hinweise auf die genannten Formulierungen von Kant und Husserl verdanke ich ebenfalls besagtem Aufsatz von Geert Keil. Doch auch wenn ich mich hier auf moderne Fassungen beziehe, ist der Gedanke deutlich älter. Aus der Antike kommend (vgl. z.B. Aristoteles, Metaph., Abschn. 15, 1039b) kursierte er im lateinischen Mittelalter und der frühen Neuzeit unter der Wendung *individuum est ineffabile*: Das Individuum bzw. der einzelne Gegenstand sind unbeschreiblich bzw. nicht mit Worten zu fassen. Verwandt damit ist ebenfalls das Konzept der *haecceitas*, der Bezug auf »Dieses-da«, ein Kunstwort, welches Duns Scotus eingeführt hat; hierauf weist wiederum Keil (2006, S. 114–119) hin, grenzt die *haecceitas* jedoch von seinem Verständnis der deskriptiven Unerschöpflichkeit ab.

<sup>143</sup> Diese bezeichnet Husserl bekanntlich z.T. als die »Sachen selbst«; etwa in »Wir wollen auf die ›Sachen selbst‹ zurückgehen.« (Hua XIX/1, S. 10) und darin gründet auch der berühmte Wahlspruch »zu den Sachen selbst«, der sich noch zu Beginn von Heideggers *Sein und Zeit* findet (Heidegger, 1927/2001, S. 27).

<sup>144</sup> Hiervon wurde eingangs in Abschnitt 1.5 bei der Betrachtung von Hoppers *Nighthawks* bereits eine Kostprobe gegeben.

lassen, sie von nahem und von fern betrachten, auf Farben, Formen und Oberflächentexturen achten. Und diese Charakterisierung ist verallgemeinerbar; es sind keine raumzeitlichen Gegenstände denkbar, für die sie nicht zutrifft. Daher gilt, dass »jede physische Eigenschaft uns in Unendlichkeiten der Erfahrung hineinzieht, daß jede noch so weit gespannte Erfahrungsmannigfaltigkeit noch nähere und neue Dingbestimmungen offen läßt; und so ad infinitum.« (Husserl, 1913/1985a, S. 102)

Allerdings geht es der Phänomenologie nicht nur um beliebige Beschreibungen einzelner Phänomene, es geht ihr vielmehr im Kern darum, das Wesen der Dinge zu fassen (Lohmar, 2005, S. 67); Husserl spricht von der »generalisierenden Abstraktion« (Hua XIX/2, S. 649), später auch von »Wesensanschauung« (z.B. Husserl, 1913/1985b, S. 102). Bereits für die generalisierende Abstraktion betont er die »Imagination« als deren »Grundlage« (Hua XIX/2, S. 649). Später baut er dieses Vorgehen unter der Bezeichnung »eidetische Variation« als spezielle Methode aus (Husserl, 1938/1985), die in der phänomenologischen Tradition bis heute rege angewendet wird, z.B. von Lambert Wiesing (2015a).<sup>145</sup> Die eidetische Variation löst die Phänomenologie damit von der Empirie und von faktischen Wahrnehmungen, denn diese können in der Phantasie nahezu beliebig in verschiedene Richtungen überschritten werden (Held, 1985, S. 28). Das Konkret-Empirische soll damit »von seinem Charakter der Zufälligkeit befreit werden« (Husserl, 1938/1985, S. 256); und zwar durch »freie Variation« (S. 257):

Wir erzeugen frei willkürlich Varianten, deren jede ebenso wie der ganze Prozeß der Variation selbst im subjektiven Erlebnismodus des »beliebig« auftritt. Es zeigt sich dann, daß durch diese Mannigfaltigkeit von Nachgestaltungen eine Einheit hindurchgeht, daß bei solchen freien Variationen eines Urbildes, z.B. eines Dinges, in Notwendigkeit eine *Invariante* erhalten bleibt als die *notwendige allgemeine Form*, ohne die ein derartiges Ding, als Exempel seiner Art, überhaupt undenkbar wäre.

Dies wirft natürlich das Problem auf, wie viele Variationen nötig sind, um das Wesen zu erfassen, und wie man sich sicher sein kann, dieses Ziel erreicht zu haben.<sup>146</sup> Trotzdem scheint dies für viele Fälle ein erfolgsversprechendes Vorgehen. Ich greife das Schraubenbeispiel von oben auf: Dabei ist es tatsächlich nicht nötig, beliebig viele empirisch gegebene Schrauben wahrzunehmen, um das Wesen der Schraube zu erfassen. In der Phantasie lässt sich etwa der Schraubenkopf in Form (Außensechskant, Innensechskant etc.) und Anschlussart (Sechskant, Achtkant etc.) variieren. Ich kann auch problemlos Schrauben mit einer anderen Gewindeform oder -steigung fingieren. Trotzdem wird sich vermutlich die Erkenntnis einstellen, dass es für eine Schraube notwendig ist, eine spiralförmig angeordnete Form auf einem zylindrischen Grundkörper aufzuweisen.

Nun lassen sich gegen Husserls Phänomenologie sicher viele Vorwürfe erheben. Besonders einschlägig ist im Kontext dieser Arbeit jedoch die Beobachtung, dass die Phänomenologie mit ihrem Fokus auf Erscheinungen für eine Analyse der modernen Welt

<sup>145</sup> Misselhorn (2005, v.a. S. 50–112) zeigt, dass in Kants KrV bereits ein Vorgehen eine wichtige Rolle spielt, das Husserls »eidetischer Variation« ähnelt und welches sie als »kontrafaktische Variation modaler Intuitionen« (S. 55) bezeichnet. Auch Wiesing (2015a, S. 102–103) betont Kants analoges Vorgehen.

<sup>146</sup> Hierauf weisen Held (1985, S. 29) und Lohmar (2005, S. 67, 70) hin.

nicht mehr geeignet sei. Sloterdijk macht dies besonders an der Unfähigkeit fest, Technik damit adäquat in den Blick zu bekommen. Denn technische Artefakte seien »kaum noch als Phänomene im spezifischen Sinn des Wortes [zu] begreifen«. Es sei für sie charakteristisch, »daß in ihnen das Wesen der Erscheinung den Rücken kehrt.« Sie zeigen der Benutzer\*in nur ihre »Oberfläche«; dagegen findet das Technische wesentlich unter dieser Oberfläche statt. Daher gilt: »Was technisch wesentlich ist, tritt dem Bewußtsein nicht mehr als Phänomen vor Augen« (Sloterdijk, 2009b, S. 123)<sup>147</sup> – Beobachtungen, die nahtlos an die oben ausgearbeitete Charakterisierung technischer Objekte anknüpfen.<sup>148</sup>

An diesem Punkt lässt sich Don Ihde ins Feld führen, der in besonders enger Weise Phänomenologie und Technikphilosophie verknüpft. Für meinen Gedankengang sind drei Thesen relevant (1–3), die sich in unterschiedlichen Gewichtungen durch verschiedene von Ihdes Schriften ziehen.<sup>149</sup> Die erste These lässt sich folgendermaßen formulieren: Wahrnehmung findet selbst vielfach im Medium von Techniken statt und Techniken erweitern den Bereich des Wahrnehmbaren (1). Die zweite These besagt: Gegenstände haben häufig nicht *ein* »Wesen«, es lassen sich dagegen verschiedene Wesenskerne auffinden (2). Die dritte These soll lauten: Die »eidetische Variation« der Phänomenologie kann als Modell für Schöpfungen in der Kunst und in den Technikwissenschaften dienen (3).

An die erste These (1) lässt sich wieder mit Sloterdijk heranführen.<sup>150</sup> Im dritten Teil seiner Sphären-Trilogie (Sloterdijk, 2004) zeichnet er ein Bild der Welt, das seiner Meinung nach erst Platz für Wandlungs- und Innovationsprozesse lässt. Dabei beschreibt er die Welt als vielfach »eingefaltet« und verbindet dies mit einer Zeitdiagnose. Die verborgenen Dimensionen würden in der Gegenwart hervorgekehrt und explizit gemacht, weshalb Sloterdijk nicht »Revolution« oder Umwälzung als zentralen Prozess der Moderne betrachtet, sondern »Explikation« (S. 86–88):

Das gegenwärtige Zeitalter wältzt die Dinge, die Zustände, die Themen nicht um: es walzt sie aus. Es entfaltet sie, es zieht sie nach vorn, es legt sie in die Fläche auseinander, es setzt sie unter Manifestationszwang, es buchstabiert sie analytisch neu und

<sup>147</sup> Analog stellt auch Misselhorn (2005, S. 24, Fn. 18) fest, dass die husserlsche Phänomenologie (sie spricht hier insbesondere über die Methode der eidetischen Variation) sich nur auf »äußere Erscheinung der Gegenstände« beziehe, »nicht aber auf ihre wissenschaftlich erfassbare Tiefenstruktur«; sie schließt sich damit Mohanty (1991, S. 272) an, feststellt: »In the phenomenological sense, the essence of water is not H<sub>2</sub>O. The phenomenological essence is the invariant law of phenomena, not a hidden structure behind the phenomenal appearances.«

<sup>148</sup> Vgl. Abschnitt 2.1.6.

<sup>149</sup> Diese Themen finden sich insbesondere in Ihde (1979b) – die Publikation, welche als erste technikphilosophische Schrift in Nordamerika gilt –, Ihde (1983), Ihde (2009b) sowie Ihde (2012).

<sup>150</sup> Ich würde Sloterdijk selbst ebenfalls in die phänomenologische Tradition einreihen. Er knüpft vielfach explizit an die einschlägigen Autoren an, etwa in einem Buch über Martin Heidegger (Sloterdijk, 2001b). Sloterdijks Einordnung gestaltet sich allerdings schwierig, da er vermutlich primär als Essayist zu betrachten ist. Er selbst bezeichnet sich häufig als »philosophischer Schriftsteller« und nicht als Philosoph. Es kennzeichnet seinen Stil, dass er deutlich mehr erzählt als argumentiert – was ich nach dem in Abschnitt 1.5 dargestellten Philosophieverständnis grundsätzlich für einen legitimen Beitrag halte.

baut sie in synthetische Routinen ein. [...] Es will über Hintergründiges, Eingefaltetes, vormals Unverfügbares und Entzogenes alles wissen – jedenfalls soviel, um es für neue Vordergrundhaltungen, Ausfaltungen und Aufspaltungen, Eingriffe und Umformungen zur Verfügung zu stellen. Es übersetzt das Monströse ins Alltägliche. Es erfindet Verfahren, um Unerhörtes ins Register des Realen einzubauen [...].

Und als Verfahren der »Ausfaltung« nennt Sloterdijk explizit technisch realisierte Messungen. Er spricht davon, dass »Erscheinungen durch invasive Explikationen und zugehörige Messungen (das heißt ‚Beobachtungen‘ dank Maschinen und künstlichen Sensoren) zur Sichtbarkeit befördert« würden (S. 79).

Damit zurück zu Don Ihde; denn unter Rückgriff auf seine Schriften lassen sich Sloterdijks pauschale Bemerkungen deutlich konkreter fassen. Ihde führt eine ganze Reihe technischer Möglichkeiten an, die neue Phänomene zugänglich machen. Das ganz Kleine wird durch Mikroskope, das ganz Ferne durch Teleskope sichtbar (Ihde, 1995, S. 49). Vergängliches wird durch die Fotografie fixiert (Ihde, 1995, S. 47–48). Von besonderem Interesse sind für Ihde allerdings Phänomene, die wir prinzipiell mit unserer körperlichen Ausstattung nicht wahrnehmen können (Ihde, 2009b, S. 57). So ist es etwa möglich, das gesamte elektromagnetische Spektrum (infrarote, ultraviolette, Röntgen- und Gamma-Strahlung etc.) in sichtbare Signale zu übersetzen (Ihde, 1998, S. 173–176); Ihde spricht auch von »visualizing the invisible« (Ihde, 2009b, S. 45–62). Über Röntgen- oder MRI-Technik kann wiederum das Innere von Gegenständen sichtbar gemacht werden (Ihde, 1998, S. 160). Die Erfindung des Spektrometers ermöglicht es sogar, Materialeigenschaften in optischen Spektren einzufangen (Ihde, 2009b, S. 66–67). Und dies gilt nicht nur für den Bereich des Optischen. Auch akustische Signale können aus dem Infra- oder Ultraschall in einen Bereich übertragen werden, der von uns hörbar ist (Ihde, 2009b, S. 77), so kann z.B. Walgesang wahrnehmbar gemacht werden (Ihde, 2007, S. XV). Allerdings agiert Ihde auch hier deutlich als Phänomenologe: Er hat bei seinen Analysen ständig im Blick, dass es bei allen diesen neuen Phänomenen eben weiterhin nötig ist, sie in den Bereich der menschlichen Wahrnehmung zu übersetzen. Insofern bleiben auch Erkundungen, die unsere natürliche Sinnesausstattung überschreiten, in ihrer Darstellbarkeit an diese rückgebunden.<sup>151</sup> All dies hebt sich trotzdem deutlich von der husserlschen Lehnstuhl-Perspektive ab. Es kann offensichtlich eine äußerst große Vielfalt an Phänomenen in den Bereich des Wahrnehmbaren gezogen werden, für die das »unbewaffnete« Auge nicht mehr das Maß aller Dinge ist. Techniken erlauben es, immer tiefere Phänomenschichten zugänglich zu machen – auch wenn diese mittelbar wieder an das Fassungsvermögen unserer Sinne angepasst werden müssen.

Und in einer weiteren entscheidenden Hinsicht geht Don Ihde über Husserl hinaus (2): Während Husserl unterstellt, dass sich *ein* Wesen der Dinge wahrnehmen oder aufweisen lasse, führt Ihde von Anfang an über »multistabilities« (Ihde, 2012) an die Phänomenologie heran. Er greift dazu auf Kippbilder wie den Necker-Würfel (*Necker cube*) zu-

---

<sup>151</sup> Dies erinnert mittelbar an Kants Annahme: »die Gegenstände müssen sich nach unserem [sic!] Erkenntnis richten« (KrV, B XVI). Allerdings können nun – technisch vermittelt – neue Gegenstände in den Bereich des Erkennbaren übersetzt werden. Der Bereich selbst bleibt dabei jedoch stets an unsere Sinnlichkeit und unsere begrifflichen Strukturen gebunden.

rück, der auch in der Gestaltpsychologie eine wichtige Rolle spielt (Ihde, 2012, S. 63–76). Ihde führt vor, wie man durch eine gezielte Lenkung der Wahrnehmung die Figur z.B. als in die Zeichnungsebene hineingehend, aus ihr herausragend oder sogar als flach wahrnehmen kann. Eine Übung, die jede Leser\*in leicht nachvollziehen kann. Bei einem solchen aktiven Nachvollziehen kann allerdings auch festgestellt werden, dass nicht Beliebiges in die Figur hineingesehen werden kann; alle Verschiebungen des Wahrnehmungsfokus bleiben doch gebunden an etwas Vorhandenes. Trotzdem lässt sich plausiblerweise mehr als *eine Sache* im Gerüst des Neckerwürfels sehen. Dies hatte ich als Ihdes zweite These bezeichnet (2): Wir müssen uns – zumindest vielfach – von der Vorstellung verabschieden, dass es ein einheitliches Wesen der Dinge gibt. Er rekapituliert seine Einsicht selbst wie folgt: »I should find ›essences‹ – but I didn't. Instead, I discovered multistabilities. By doing phenomenology in practice, I was finding a different result than in its classical expression.« (Ihde, 2012, S. xiv) Somit konvergieren vielleicht auch nicht alle Gegenstände während der eidetischen Variation gegen ein einzelnes und einheitliches Wesen. Und dies hatte sich ebenfalls bereits oben bei meinem Blick auf die Schraube angekündigt, da sie einmal als Verbindungs- und einmal als Bewegungselement betrachtet werden konnte.<sup>152</sup>

Zuletzt legt Ihde die eidetische Variation als Modell für Neuerungen in Kunst und Technik selbst zugrunde (3).<sup>153</sup> Er führt dies am Motiv des Bogens vor (Ihde, 2012, S. 171–184). Je nachdem, wie das Grundmotiv der Bogenform betrachtet bzw. ausgebaut wird, kann es als Langbogen (S. 174–175) oder Kurzbogen (S. 175–176) interpretiert werden. In beiden Fällen führt ein vergleichsweise starkes Biegen des Materials zum Aufbau von potentieller Energie, die anschließend an den Pfeil übergeben wird. Das Grundmotiv kann jedoch auch als Form eines Saiteninstrumentes gesehen werden (S. 180–183). Hierbei steht der Ton, der sich durch die Bewegung des Seils oder der Sehne ergibt, im Vordergrund. Eine weitere – von Ihde nicht genannte – musikalische Anwendung wäre die Verwendung eines Bogens, um die Saiten von Streichinstrumenten zum Schwingen anzuregen. Zuletzt führt Ihde noch eine werkzeugtechnische Familie von Bögen an (S. 183–184). Er nennt frühzeitliche Verwendungen als Antrieb zum Feuermachen, bei denen der Bogen benutzt wird, um durch sein Hin- und Herbewegen einen Stab zum Drehen zu bringen, so dass an dessen Spitze durch Reibung Wärme entsteht. Eine andere Variante findet sich noch bei modernen Bügel-Sägen, bei denen der Bogen den Griff bildet und die Sehne durch ein Sägeblatt ersetzt ist (S. 184). Diese verschiedenen Bogenvarianten entstehen bei Ihde nun nicht dadurch, dass ich einen bestimmten empirisch vorliegenden Bogen in verschiedenen Hinsichten betrachte. Vielmehr wird die Idee des Bogens in der Phantasie variiert, um aufzudecken, welche Momente im Bogenmotiv enthalten sind. Aus diesem Grund haben die resultierenden Bogenvarianten eine abweichende Gestalt: Der Lang- und der Kurzbogen haben unterschiedliche Abmessungen, bei den Sägen ist die Sehne durch ein Sägeblatt ersetzt. Ähnliche variierende Gestalten finden sich nicht in der sinnlichen Wahrnehmung. Wenn ich ein

<sup>152</sup> Vgl. Abschnitt 2.3.4.

<sup>153</sup> Besonders ausdrücklich in Ihde (1983, S. 81–97), dort trägt das zugehörige Kapitel bereits den Titel »Phenomenological Variations and Artistic Discovery«; vgl. weiterhin Ihde (2012, S. 129–184, bes. S. 155–184).

Bild eines Necker-Würfels oder Hoppers *Nighthawks* aus einem anderen Blickwinkel betrachte, bleibt der Gegenstand in gewisser Weise der gleiche, was sich ändert ist vielmehr der Fokus meiner Aufmerksamkeit. In der Phantasie kann ich dagegen die Objekte selbst variieren und verändern. Allerdings ist auch diese Methode nach Ihde nicht komplett frei, auch sie sucht noch nach Essenzen oder Wesenheiten nach dem Vorbild der phänomenologischen Reduktion: »The use of variational method, impelled by the implicit telos of the phenomenological reductions, opens up the sense of phenomena. Specifically, it opens the sense of phenomena to essential levels, that is, the level of structured possibility.« (Ihde, 1983, S. 90) Im Gegensatz zur sinnlichen Wahrnehmung ist die eidetische Variation also gekennzeichnet durch eine »possibilizing attitude« (S. 94), das konkret Vorliegende wird auf Möglichkeiten hin überschritten. Und genau dies macht die eidetische Variation nach Ihde auch zu einem guten Modell für Neuschöpfungen in Kunst und Technik.

Allerdings ergeben sich bzgl. These zwei und drei kritische Rückfragen. Denn die verschiedenen Gestalten des Necker-Würfels oder von anderen Phänomenen scheinen selbst keine reinen Erscheinungen zu sein (2). Es ist plausibel anzunehmen, dass die meisten Menschen erst einen Würfen in Draufsicht erkennen, da dies die Perspektive ist, mit der wir aus der Alltagswelt am vertrautesten sind: Meist sehen wir (kleine) Würfen von oben, etwa im Falle von Bauklötzen oder mit Zahlen bzw. Augen versehenen Spielwürfeln. Die Phänomene sind also nicht so rein und von üblichen Alltagspraktiken abgelöst, wie es vielleicht erscheinen mag. Andere Sichtweisen müssen daher erst gezielt erschlossen werden. Ihde räumt explizit ein, dass diese erst durch Hinweise und Erklärungen (z.B. worauf der Fokus des Blicks gelegt werden soll) sowie Geschichten zugänglich würden; er spricht auch von »story devices« bzw. einer »hermeneutic strategy« (Ihde, 2012, S. 61). Dabei bedienen sich Geschichten natürlich abermals eines lebensweltlichen Hintergrundes. Und auch die eidetischen Variationen (3) nähern sich nicht von selbst ihrem Wesen (Husserl) oder einer stabilen Gestalt (Ihde). Denn es bleiben auch die Variationen in der Phantasie an reale Erfahrungen gebunden (Lohmar, 2005, S. 71).<sup>154</sup> Wie sollte man sonst wissen – um beim Beispiel von oben zu bleiben –, wie lange es überhaupt noch eine Schraube ist, die hier im Geiste variiert wird, oder ob man das Schraubenartige an ihr nicht bereits überschritten hat. Dies kann allein vor dem Hintergrund der Erfahrungen entschieden werden, die man bereits mit Schrauben gemacht hat. Und selbst wenn man – wie Ihde – verschiedene wesenhafte Gestalten zulässt, bleibt die Erkenntnis dieser Gestalten an ganz reale Erfahrungen gebunden; »phenomenological (fantasy) variations« (Ihde, 1983, S. 82) sind damit nicht nur auf die Phantasie angewiesen. Dies gilt für die verschiedenen Eigenschaften und Einsatzmöglichkeiten einer Schraube ebenso, wie für Ihdes Variationen über das Bogenmotiv. Zudem konvergieren auch die eide-

---

154 Eine solche Rückbindung an die Empirie stellt ebenfalls Misselhorn (2005, S. 59–60) im Falle von Kants Pendant zur husserlschen eidetischen Variation fest und formuliert diese als »notwendige Bedingung«, die aber nicht »hinreichend« sei: »Damit ein Subjekt imaginerte Gegenstände kontrafaktisch variiert kann, muss es empirische Anschauungen haben. Doch allein aufgrund der Wahrnehmung kann man keine gerechtfertigten Notwendigkeitsaussagen machen, sondern muss zu diesem Zweck die Grenzen der Rechtfertigung durch Sinneswahrnehmungen transzenden.« (S. 59)

tischen Variationen – wie bereits die Wahrnehmungen (2) – nicht »von alleine« gegen ein bestimmtes Wesen. Vielmehr müssen bestimmte Wesensgestalten bewusst durch gezielte »Blickwechsel« in ein Motiv hineingesehen bzw. hineinimaginiert werden. Die Schraube im Geiste von einer Verbindungs- in eine Bewegungsschraube oder den Bogen von einer Waffe in ein Werkzeug umzudeuten, ist eine aktive und ggf. anstrengende Tätigkeit. Der phänomenologische Zugang muss daher um eine Dimension der Deutung oder Interpretation ergänzt werden, um diese Befunde in Rechnung zu stellen.

## 2.4.2 Gedeutete Phänomene

Phänomene werden immer vor einem bestimmten Hintergrund betrachtet und im Ausblick auf ein bestimmtes Ziel: sie werden gedeutet. Um mit Goodman zu sprechen: »Well, what's before me? [...] I must confess that the answer to this [...] is ›That depends ... and one thing it depends on heavily is the answer to still another question: ›What do you make of it?« (Goodman, 1978, S. 91)<sup>155</sup> Im deutschen Sprachraum werden ähnliche Positionen als Interpretationsphilosophie bzw. Interpretationismus vertreten. Einflussreiche Protagonisten sind hier etwa Hans Lenk und Günter Abel.<sup>156</sup> Abel geht davon aus, dass in »jedem Verstehen [...] vielfältiges Interpretieren immer schon vorausgesetzt und in Anspruch genommen« ist (Abel, 1995, S. 377); auch Handlungen fasst er als »Interpretationsprodukte« auf (Abel, 1995, S. 521).<sup>157</sup> Teilweise werden diese Positionen auch so plausibel gemacht, dass der Eindruck des unverstellten, direkten Weltzuganges – wie er in der Phänomenologie angenommen wird – lediglich selbst eine Interpretation oder Deutung sei, die sich immer wieder als solche entlarven ließe. Und wenn sogar dieser Grenzfall noch eine Interpretation ist, kann die Interpretationsperspektive wohl wirklich nicht verlassen werden.<sup>158</sup> Während phänomenologische Zugänge also Gefahr laufen, dem »Mythos des Gegebenen« – »myth of the given« (Sellars, 1997, bes. S. 33, 59–60, 64–65, 84–88) – aufzusitzen, neigt die Interpretationsphilosophie dazu, alles zur Interpretation zu erklären.

<sup>155</sup> In diesem Zusammenhang wird häufig auch Combrich (2000, S. 363) zitiert: »There is no reality without interpretation; just as there is no innocent eye, there is no innocent ear.« Allerdings geht es Combrich gerade nicht um die Vielfalt an Deutungen, sondern um eine Rekonstruktion »realistischer« Darstellungen in der Malerei.

<sup>156</sup> Vgl. Lenk (1993) und Lenk (1995) sowie Abel (1995) und Abel (1999). Auch die Hinführung mit Goodman wurde nicht von außen an die Interpretationsphilosophie herangetragen. Während Lenk skeptisch gegenüber der Vielzahl gleichwertiger Interpretationen (»Welten«) bei Goodman ist (Lenk, 1993, S. 267–268), knüpft Abel mit seinen »Interpretationswelten« (Abel, 1995) direkt an Goodmans »Worldmaking« an; besonders explizit in Abel (1995, S. 41, 502–506) sowie Abel (1999, S. 32–33).

<sup>157</sup> Eine verwandte Position wird aktuell an der Universität Rostock im Graduiertenkolleg *Deutungsmacht* weiter ausgearbeitet; dabei steht der Begriff »Deutung« im Zentrum und spielt eine ähnliche Rolle wie »Interpretation« bei Lenk und Abel. Programmatisch wird der Deutungsmacht-Ansatz z.B. dargestellt von Stoellger (2014) und Hastedt (2016).

<sup>158</sup> So wird dies etwa von Welsch (1996, S. 294) rekonstruiert.